

# Sportlicher Heroismus statt soldatischen Heldentums

## Zu einer Denkfigur des Weimarer Intellektualismus der 20er- und 30er-Jahre

*Sabina Becker*

### *Sportlicher Heroismus versus gestählte Männlichkeit*

Die dauerhafte Etablierung einer Zivilkultur und die konsequente Entmilitarisierung der deutschen Gesellschaft in den Jahren der Weimarer Republik dürfen wohl als gescheitert gelten: Eine militärische Gesinnung, die z. B. Kurt Tucholsky wiederholt als eines der größten Hemmnisse für einen erfolgreichen republikanisch-demokratischen Staat diagnostizierte, dominierte nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg das Denken und politische Handeln weiter Kreise der Gesellschaft der 20er-Jahre. Gleichwohl war der Übergang vom Kaiserreich zur Weimarer Republik mit einem markanten Wandel in Gesellschaft und Kultur verbunden; u. a. sind sie den sich rasant verändernden Vorstellungen von Heldentum und Heroismus abzulesen, die mit der Niederlage der Deutschen im Ersten Weltkrieg und dem daraus resultierenden Ende der Monarchie einhergehen. Der Typus des Soldaten büßte mit dem Scheitern des nationalistischen und patriotischen Kriegsheroismus im Umfeld der ‚Ideen von 1914‘ erheblich an gesellschaftlichem Renommee und damit an sozialer Vorbildfunktion ein. Ein Übriges bewirkte sodann die Weimarer Verfassung, die der Militärgerichtsbarkeit sowie den Sonderrechten der Armeegehörigen und so zugleich jener im Kaiserreich paradigmatischen Differenzen zwischen Bürger und Soldat das rechtliche Fundament entzog. Auch verlor das Militär als „Schule der Männlichkeit“<sup>1</sup> an Bedeutung, die kulturellen und pädagogischen Werte verschoben sich in der Folge doch merklich; so gehörten nur ca. 25 Prozent der 1932 organisierten männlichen Jugend einem paramilitärischen Verband an. Ute Frevert bilanziert in ihrer Studie zur ‚kasernierten Nation‘ die Situation nach dem Ende des im Sinne eines Militarismus organisierten wilhelminischen Kaiserreichs, in dem die Armee als die beste nationale Erziehungsinstitution galt:

Außerdem fühlte sich die große Mehrheit organisierter Männer, vor allem solche jüngeren Alters, nicht von den Wehrverbänden angezogen, sondern von Sportvereinen und Fußballclubs. [...] Den meisten jungen Männern reichte es offensichtlich, ihr ‚Mannestum‘ im sportlichen Wettkampf und der dazugehörigen ‚Körperkultur‘ unter Beweis zu stellen; [...]. Unter den männlichen Leitbildern der Weimarer Republik stand daher,

---

<sup>1</sup> Ute Frevert: Das Militär als „Schule der Männlichkeit“. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert, in: Dies. (Hg.): Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1997, S. 145–173, hier S. 145. – Die Formulierung geht auf den Berliner Pädagogik- und Philosophieprofessor Friedrich Paulsen zurück.

allen Bemühungen der Reichswehr und der paramilitärischen Verbände zum Trotz, nicht der Soldat, sondern der Sportler an oberster Stelle.<sup>2</sup>

Folgt man dieser Einschätzung, so ist Ernst Jüngers – dessen „Selbsterfindung als Autor“ ohnehin engstens mit dem Ersten Weltkrieg verbunden ist – in seinen *Stahlgewittern* propagierter Aufruf, jenen soldatischen Heroismus des „gewaltigsten Kampf[es], der je gefochten wurde“, „hochzuhalten inmitten dieser Zeit weichlichen Gewinsels, der moralischen Verkümmern und des Renegatentums“, wenn zwar nicht als eine singuläre, so doch mitnichten als eine für die 20er-Jahre repräsentative zu bezeichnen. Sein „Buch solle dazu beitragen“<sup>3</sup>, nach der Niederlage in Zeiten der republikanischen Entheroisierung die stählerne Abhärtung der seit der Jahrhundertwende virulenten Erosion traditioneller Männerbilder entgegenzusetzen und zu einer kollektiven Rekonstitution einer heroischen Männlichkeit zu führen.<sup>4</sup> Auch die von Jünger in seinem – nicht zuletzt als Rechtfertigungsschrift zu klassifizierenden – Kriegsroman proklamierte ‚gestählte‘ Männlichkeit, die in den „Stahlgewittern“ zu alter Größe und Bedeutung zurückgefunden habe, war in den 20er-Jahren alles andere als normsetzend und vorbildhaft. Im Gegenteil, die Gesellschaft der Weimarer Republik scheint durch die Traumata eines industrialisierten Maschinenkrieges und der technisierten Massenvernichtung geprägt, für die Verdun, das belgische Langemarck, aber auch Löwen und Ypern noch heute als paradigmatische Erinnerungsorte zu nennen sind. Die sinngebende Funktion des Krieges, die man ihm im Jahr 1914 in weiten Teilen der Gesellschaft und vor allem der kulturellen Öffentlichkeit zugeschrieben hatte – die ‚Ideen von 1914‘ sind vornehmlich die der geistigen ‚Elite‘ –, war in den Materialschlachten weitgehend zerrieben worden. Sind Kultur- und Geschlechtergeschichte des 19. Jahrhunderts zu großen Teilen als Militärgeschichte zu fassen,<sup>5</sup> so trifft dieser Befund für die Epoche von Weimar kaum mehr zu, was nicht nur mit der im Versailler Vertrag festgeschriebenen Reduktion des deutschen Heeres auf 100.000 Soldaten zu tun haben

<sup>2</sup> Dies.: Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001, S. 314.

<sup>3</sup> Ernst Jünger: In *Stahlgewittern* [1920]. Vorwort zur Erstausgabe 1920, in: Ders.: In *Stahlgewittern*, Bd. 1: Die gedruckten Fassungen unter Berücksichtigung der Korrekturbücher, hg. von Helmuth Kiesel, Stuttgart 2013, S. 18–21, hier S. 21: „Ihr seid nicht umsonst gefallen. Wenn auch vielleicht das Ziel ein anderes, größeres ist, als ihr erträumtet. Der Krieg ist der Vater aller Dinge. [...] Möge dies Buch dazu beitragen, eine Ahnung zu geben von dem, was ihr geleistet. Wir haben viel, vielleicht alles, auch die Ehre verloren. Eins bleibt uns: die ehrenvolle Erinnerung an euch, an die herrlichste Armee, die je die Waffen trug und an den gewaltigsten Kampf, der je gefochten wurde. Sie hochzuhalten inmitten dieser Zeit weichlichen Gewinsels, der moralischen Verkümmern und des Renegatentums ist stolzeste Pflicht eines jeden, der nicht nur mit Gewehr und Handgranate, sondern auch mit lebendigem Herzen für Deutschlands Größe kämpfte.“

<sup>4</sup> Vgl. dazu u. a. Matthias Schöning: Narben, Orden und andere Zeichen des Heldentums. Ernst Jüngers Selbsterfindung als Autor des Ersten Weltkriegs, in: *Jahrbuch zur Kultur und Literatur der Weimarer Republik*, in Zusammenarbeit mit Robert Krause hg. von Sabina Becker, Bd. 16, 2013/14. München 2014, S. 199–219.

<sup>5</sup> Vgl. Frevert: *Die kasernierte Nation* (Anm. 2).

dürfte. Vielmehr ist diese Entwicklung auch auf die Wahrnehmung und Erinnerung des Krieges als ein zerstörerisches, äußeres Ereignis zurückzuführen, dessen Konsequenzen in der Nachkriegszeit allenthalben präsent sind: Kriegsverstümmelungen und Kriegspsychosen wurden zwar weitgehend aus der Gesellschaft ebenso wie aus der Unterhaltungs- und Zerstreuungskultur ferngehalten, sie prägten aber dennoch die rückblickende Bewertung und künstlerische Reflexion dieses Krieges. Die brutale, gleichwohl banale Kriegsrealität, das Erleben des Gaskrieges, die ständige Bedrohung durch den Feind, die Starre und Enge im zur Hälfte mit Grundwasser und Schlamm gefüllten Schützengraben, wo die Soldaten auszuharren hatten, geplagt von „Hunger, Durst, Dreck, Ratten, Kälte, Nässe, Läuse[n]“<sup>6</sup>, wie es im Antikriegsroman *Bunker 17. Die Geschichte einer Kameradschaft* des Arbeiterschriftstellers Karl Bröger heißt, konfrontiert mit einem brutalen Kampf, ausgetragen mit Panzern, Flugzeugen und chemischen Waffen, vor allem mit Giftgas, führten dazu, dass nach 1918 die lange Zeit geltende Verbindung von Männlichkeit und soldatischem Heroismus kaum mehr zu reaktivieren war – zumal die Sportverbände militärisches Heldentum weitgehend ablehnten.<sup>7</sup> Die im Weltkrieg vor den Augen der Soldaten sich abspielende Zerstörung von Leben und Natur, die zunehmende Verwischung der Grenzen zwischen menschlichem Körper und aufgewühlter, „gefäßige[r] Erde“<sup>8</sup>, so Werner Beumelburg im Kriegsroman *Im Sperrfeuer* von 1929, die Tatsache also, dass die toten Soldaten fast eins geworden waren mit dem aufgebrochenen Boden oder wie Tiere sich „durch Kriechen, Krabbeln und Robben-gang, immer dicht an der Erde wie ein Tier“ hatten bewegen müssen, so Franz Schauwecker in seinem Kriegsroman *Im Todesrachen*<sup>9</sup>, waren prägende Erfahrungen im Ersten Weltkrieg. Sie zerstörten letztlich jenes bis dahin gültige soziale Konstrukt einer heroischen Männlichkeit, das ursprünglich durch den Krieg und im Krieg verfestigt werden sollte.<sup>10</sup> Stattdessen war Männlichkeit nun in Verbindung mit neuen Eigenschaften wie Angst, Verzweiflung und Depression zu erfahren, sie wurde, anders als konservative und rechte Kreise annahmen, entgrenzt und dabei femininer. Zudem war im Krieg das abwesende Weibliche stets zu ersetzen gewesen, das Heroisch-Männliche bedurfte, um mit den bis dahin geltenden Denkmustern zu argumentieren, des Unheroisch-Weiblichen, gerade im Krieg. Entsprechend zielte der in den 20er- und 30er-Jahren im Kriegs- und Antikriegsroman ausgetragene Kampf um die Deutung des Ersten Weltkriegs zugleich auf den Streit um dessen Auswirkungen auf das Männerbild und die Attribute eines männlichen Heroismus: „Die Realität des ‚Krüppels‘ machte sichtbar, dass der Held im Grunde eine

<sup>6</sup> Karl Bröger: *Bunker 17. Die Geschichte einer Kameradschaft*, Jena 1929, S. 109.

<sup>7</sup> Vgl. Christiane Eisenberg: *Massensport in der Weimarer Republik. Ein statistischer Überblick*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 33, 1993, S. 137–177.

<sup>8</sup> Werner Beumelburg: *Sperrfeuer um Deutschland*, Oldenburg 1929, S. 171.

<sup>9</sup> Franz Schauwecker: *Im Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkrieg*, Halle 1919, S. 182–183.

<sup>10</sup> Vgl. hierzu George L. Mosse: *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, aus dem Amerikanischen von Udo Rennert*, Stuttgart 1993.

Kunstfigur war, zusammengesetzt aus unterschiedlichen Attributen – und so wurde die Dekonstruktion des Heroischen zum Auftakt seiner Destruktion“, so die Bilanz Herfried Münklers.<sup>11</sup> Wer aus dem Krieg zurückkehrte, war zwangsläufig durch ihn verändert, entweder war man Krüppel oder heroische „Stahlgestalt“,<sup>12</sup> wie Jünger zu wissen glaubt, Traumatiker oder Kriegsheld – die Niederlage allerdings drängte Letzteren in den Hintergrund und eröffnete die Möglichkeit neuer Formen von Heldenhaftigkeit. Nicht zuletzt die Präsenz der Kriegsinvalidität in den 20er-Jahren auf der Straße bzw. in der städtischen Öffentlichkeit dürfte der Grund dafür sein, dass der männliche Kriegsheld in der Gesellschaft und (Unterhaltungs-)Kultur von Weimar keine ‚Überlebenschance‘ hatte. Zwar gab es vor allem am Ende der Weimarer Republik vielfältige Versuche, infolge der Abschaffung der militärischen Erziehung Sport als Wehrsport mit militärischem Charakter zu praktizieren und „den deutschen Sport [...] als Wehersatz zu rechtfertigen“.<sup>13</sup> Die Reichswehr z.B. nutzte den Sport als „Erziehungsmittel und Teil der militärischen Ausbildung“,<sup>14</sup> und in der Folge agierten viele Sportverbände auch nicht unbedingt im Sinne des demokratischen Systems. Die Zahl der rückkehrenden Invaliden und Kriegsverstümmelten jedoch war so enorm, dass diese aus der Gesellschaft von Weimar kaum wegdiskutiert werden konnten, lädierte Körper waren allgegenwärtig, wenn zwar nicht in der medialen Öffentlichkeit der Film- und Illustriertenkultur, so doch in der realen Alltagswelt. In ihr waren die „Kastrierten des Krieges“ jederzeit präsent: „Vor allem die Kriegskrüppel wurden in der Nachkriegszeit zu einer im Straßenbild immer wieder auftauchenden Erinnerung an die Schrecken des Krieges, der gegenüber sich die Imagination des Helden lächerlich und bedeutungslos ausnahm.“<sup>15</sup> Nicht zuletzt, weil der geschundene Körper in den Medien und in der künstlerischen Bewältigung präsent gehalten wurde – Otto Dix’ *Kriegskrüppel* von 1920 oder sein 1932 vollendetes Triptychon *Der Krieg* sind hierfür beredte Beispiele – Ersteres avancierte zur Negativfolie und zum Ausgangspunkt für die nationalsozialistischen Rasse-Vorstellungen vom ‚arischen‘ Helden-Körper vor allem der SS-Mannschaften. Doch bevor diese 1933 verordnet wurden, dominierte die Präsenz verstüm-

<sup>11</sup> Herfried Münkler: *Der Große Krieg. Die Welt 1914–1918*, Berlin 2013, S. 471.

<sup>12</sup> Ernst Jünger: *Der Kampf als inneres Erlebnis* [1922], in: Ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. 7: *Essays I: Betrachtungen zur Zeit*, Stuttgart 1980, S. 9–103, hier S. 72.

<sup>13</sup> Vgl. Hajo Bernett: *Die deutsche Turn- und Sportjugend im letzten Jahr der Weimarer Republik*, in: *Deutsche Vereinigung für Sportwissenschaft* (Hg.): *Jugendsport im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts*, Clausthal-Zellerfeld 1988, S. 37–69, hier S. 37; Mario Leis: *Sport in der Literatur. Einblicke in das 20. Jahrhundert* (Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 67), Frankfurt a. M. 2000, S. 38.

<sup>14</sup> Peter Tauber: *Je härter Sport und Spiel, um so besser ersetzen sie uns den Krieg: – Sport als Erziehungsmittel und Teil der militärischen Ausbildung in der Reichswehr der Weimarer Republik*, in: Michael Krüger (Hg.): *„mens sana in corpore sano“*. *Gymnastik, Turnen, Spiel und Sport als Gegenstände der Bildungspolitik vom 18. bis zum 21. Jahrhundert*, Hamburg 2008, S. 77–93. – Vgl. auch Peter Tauber: *Vom Schützengraben auf den grünen Rasen. Der Erste Weltkrieg und die Entwicklung des Sports in Deutschland*, Münster 2008.

<sup>15</sup> Sabine Kienitz: *Die Kastrierten des Krieges*, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 95.1, 1999, S. 63–82, hier S. 81.

melter Menschen, mehr als vier Millionen verletzte Männer waren nach 1919 aus dem Krieg in die Weimarer Gesellschaft zurückgekehrt: Der versehrte Leib wurde in seiner Verwundbarkeit gezeigt, das physische Ausgeliefertsein in ‚Stahlgewittern‘ verdrängte den ‚stählernen‘ Körper. Das war so nicht gedacht gewesen: Erich Maria Remarque schildert in seinem Welterfolg *Im Westen nichts Neues* von 1929, wie viele junge Männer, unter ihnen auch sein Protagonist Paul Bäumer, sich unter dem Einfluss ihrer Klassenlehrer als Schüler an die Westfront versetzen lassen. Dort erlebt er im Unterschied zu den patriotischen Reden seines Lehrers den Krieg jedoch vor allem als Gemetzel und Gift- bzw. Gastod im Schützengraben, von Heroismus kann er im Kriegsalltag kaum etwas erfahren, glorifizierender Patriotismus und Heldenruhm kollidieren mit der schmutzigen und erniedrigenden Realität eines ausschließlich destruktiven Stellungskrieges, der vom in Aussicht gestellten Heroischen im Kampf kaum mehr als die Regression des Männlichen übrig lässt. Am Ende wird auch Bäumer kurz vor der Kapitulation des deutschen Heeres ohne eine Spur von Heroismus des Einzelnen im Kampf tödlich getroffen, „an einem Tage, der so ruhig und so still war, daß der Heeresbericht sich auf den Satz beschränkte, im Westen sei nichts Neues zu melden“. <sup>16</sup> Der im Kulturkampf der Kaiser- und Vorkriegszeit gefeierte Heldentod muss der Banalität eines ganz und gar unheroischen Frontsterbens weichen. Will Jünger in seinen Schilderungen die Zeitgenossen davon überzeugen, der Krieg sei der Ort und das Ereignis, an dem sich junge Männer bewähren und zu Helden werden können, ließen der Verlauf und das Ende dieses Krieges vorerst kein souveränes Bild vom Soldaten mehr zu. <sup>17</sup> Daran konnten auch der vierteilige *Fridericus Rex*-Historienfilm aus den Jahren 1921 und 1922 über Friedrich II. oder Arthur Moeller van den Brucks und Oswald Spenglers Versuche, ‚urdeutsche‘ Heldentypen wie eben Friedrich den Großen für die Weimarer Gesellschaft zu aktualisieren, nicht mehr allzu viel ändern. <sup>18</sup> U. a. hatte das mit den Aktivitäten der Kriegesopfer zu tun: Allein der der Sozialdemokratie nahestehende, pazifistische „Reichsbund“ der Kriegesopfer zählte Anfang der 20er-Jahre ca. 800.000 Mitglieder. Zwar versuchten rechts- und deutschnationale Kreise und vaterländische Verbände – die sich ohnehin als die legitimen Erben und Bewahrer des Kriegeserlebnisses betrachteten <sup>19</sup> – mit Unterstützung der Reichswehr, die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg und die ‚Kriegshelden‘ durch Gedenkfeiern aufrechtzuerhalten und zu steuern. Darüber wollte man eine Erinnerungskultur zu etablieren, von der dezidiert republikanische Gruppierungen, selbst repub-

<sup>16</sup> Erich Maria Remarque: *Im Westen nichts Neues*. Köln 1984 [1929], S. 263.

<sup>17</sup> Vgl. dazu auch René Schilling: „Kriegshelden“: Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813-1945. Paderborn 2002, S. 289-292.

<sup>18</sup> Arthur Moeller van den Bruck: *Das Dritte Reich*, Berlin 1923; Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte*, Band 1: Wien 1918, Band 2: München 1922.

<sup>19</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang etwa die Anthologie von Ernst Jünger: *Die Unvergessenen*, Berlin 1928, mit Porträts zu hochrangigen Militärs wie Manfred von Richthofen oder Otto Weddigen.

liktreue Soldatenverbände, und Vertreter des parlamentarischen Systems ausgeschlossen bleiben sollten.<sup>20</sup> Doch lange hielt die Aufmerksamkeit den Kriegsinvaliden gegenüber nicht an, die Verantwortung wurde weitgehend den Verletzten selbst übertragen, wozu auch die Weimarer Rechtslage beitrug, die schon bald die Versehrtheit mit dem „unheldischen‘ Arbeitsunfall“ gleichsetzte.<sup>21</sup> Und das, obwohl die Verbände der Kriegsbeschädigten daraufhin arbeiteten, dass die kollektive Pflicht zur Erinnerung der Kriegsoffer eben nicht in den Hintergrund gedrängt wurde. Aber selbst ein Blick in Schulbücher kann diese Entwicklung belegen, sie enthalten wenig von deutschem Heldentum und Kriegshelden.<sup>22</sup> Vor allem Zeitungen aus dem linken Spektrum indes waren in den Jahren nach Kriegsende bestrebt, die Kriegsinvaliden in der Gesellschaft von Weimar präsent zu halten, gerade in sozialdemokratischen Kreisen arbeitete man in Abgrenzung zur gesellschaftlichen Kultur der Vorkriegszeit daran, einen Zusammenhang zwischen körperlicher Versehrtheit und Heldentum herzustellen. Zumal die Betroffenen letztlich zweifach zu Opfern geworden waren, zunächst im Krieg infolge von Verletzungen und dann aufgrund der gesellschaftlichen Ignoranz in der Nachkriegszeit. Dass die rückkehrenden Soldaten gerade wegen ihrer Verletzungen als ‚Helden‘ gefeiert, ihre körperliche Versehrtheit als Ausweis ihrer Tapferkeit und ihres männlichen Heldentums gerühmt wurden – diese Stimmung verlor sich jedoch in den Jahren nach 1918 rasch: „Mit der militärischen Niederlage war der symbolischen Qualität dieses Opferstatus die Grundlage entzogen“<sup>23</sup> – Ernst Jüngers triumphierende Zurschaustellung seiner aus den Schlachten an der Somme und bei Cambrai resultierenden Verletzungen in den *Stahlgewittern* treffen wohl kaum den Nerv der gesellschaftlichen Stimmung. Denn die Aktivitäten der Kriegsversehrtenverbände konnten nicht verhindern, dass der Kriegsverletzte in der Weimarer Gesellschaft an den Rand gedrängt, als „lästige[s] Gespenst“, wie es in einem zeitgenössischen Bericht heißt, vornehmlich ausgegrenzt wurde.<sup>24</sup> Kriegsverstümmelungen und Heldentum waren letztlich nicht in Einklang zu bringen, zumal die Deutschen diesen Krieg verloren hatten; auch konnten die Ehrenzeichen die Beschädigungen des männlichen Körpers nicht verdecken, allein die zivile Kleidung kam für viele einem Verlust von Souveränität gleich. Hermann Broch hat im ersten Teil seiner Romantrilogie *Die Schlafwandler. Posenow oder die Romantik*, erhellende Überlegungen zur Funktion der militärischen Kleidung eingefügt, der in der Vor-

<sup>20</sup> Vgl. dazu auch Schilling: „Kriegshelden“ (Anm. 17), S. 292–310.

<sup>21</sup> Vgl. Sabine Kienitz: Beschädigte Helden. Zur Politisierung des kriegsinvaliden Soldatenkörpers in der Weimarer Republik, in: Gerd Krumeich/Jost Dülffer (Hg.): Der verlorene Frieden. Politik und Kriegskultur nach 1918, Essen 2002, S. 199–214, hier S. 206 und S. 208.

<sup>22</sup> Vgl. dazu auch Schilling: „Kriegshelden“ (Anm. 17), S. 290 und S. 293.

<sup>23</sup> Kienitz: Beschädigte Helden (Anm. 21), hier S. 204.

<sup>24</sup> Zitiert nach ebd., S. 202. – Es handelt sich um ein Zitat aus einem Bericht eines Kriegsverletzten (Rudolf Berndt: Als Arbeitsloser durch Berlin, abgedruckt in der Zeitschrift: Der Kriegsverletzte, 10.10.1922, S. 1–2).

kriegszeit noch uneingeschränkt Prestige zukam, in den 20er-Jahren aber keine allzu große Relevanz mehr verbuchen konnte: u. a. die Vorstellung, dass „ein jeder, der viele Jahre die Uniform trägt, in ihr eine bessere Ordnung der Dinge findet als der Mensch, der bloß das Zivilgewand der Nacht gegen das des Tages vertauscht“ und „dem Mann, der des Morgens seine Uniform bis zum letzten Knopf geschlossen hat, tatsächlich eine zweite und dichtere Haut gegeben, und es ist, als ob er in sein eigentliches und festeres Leben zurückkehre“, denn die Uniform verberge „das Weichliche und Verschwimmende des Menschenkörpers“.<sup>25</sup> Die Epoche von Weimar war einem solchen Kult heroischer Maskulinität, hergestellt über einen soldatischen Heroismus, abhold: Anfangs sind es ökonomische Ursachen, mit der Stabilisierungsphase rücken gesellschaftliche in den Vordergrund. Arthur Holitscher gab der Stimmung bereits Anfang des Jahrzehnts Ausdruck:

Man soll von Menschen, die schlecht und recht ihr Leben fristen, Erwerb, Sorge und Demütigung kennen, keinen Heroismus verlangen. Ich will das wiederholen: man soll doch von uns keinen verlangen! Heroismus soll das Vorrecht einer kleinen begnadeten Schar bleiben, die exaltiert, selbstbewußt und befriedigt zugrunde gehen mag.

Dem Mann der breiten Masse, dem Mann des großen Demos, auf den alles ankommt, soll man keinen Heroismus zumuten. Ebensowenig, wie man ihm die Waffe zum Selbstmord in die Hand drücken soll, denn auf wirtschaftliche Ausrottung des Helden und seiner Nächsten dürfte es dabei wahrscheinlich ankommen.<sup>26</sup>

Die Masse verträgt keinen Heroismus, die für die 20er- und 30er-Jahre paradigmatische Massenerfahrung ebenfalls nicht. Wenn überhaupt wurde ein politischer Heroismus in einem ganz neuen Verständnis gedacht, vor allem die Perspektivierung der Moderne als ein „heroische[s] Zeitalter der Technik“, wie es in Heinrich Manns Roman *Die große Sache* von 1932 heißt, bestimmte zahlreiche Debatten.<sup>27</sup> Zu erinnern ist ferner an jene gesellschaftliche und kulturelle Ernüchterung nach dem Ersten Weltkrieg, die für die einen in einer Kultur der Sachlichkeit, für die anderen in einer Stimmung des Resignativen einfluss: „Ernüchtern wir die eigene Neigung, zwingen wir uns zu jenem besseren Gefühl, das mit dem unheroischen Namen Resignation genannt wird und doch der wahre Heroismus ist: zur Geduld“, schreibt Zweig 1920 in seinem im *Tage-Buch* erschienenen *Aufruf zur Geduld*.<sup>28</sup> Interessanter scheinen indes andere Vorstellungen von Heroismus: So findet sich bei Fritz von Unruh etwa die Idee eines republikanischen Heroismus, dies allerdings erst am Ende der Republik im Jahr 1932: Im Gespräch mit Harry Graf Kessler zeigt sich Unruh überzeugt, die Republikaner von Weimar hätten es versäumt, einen solchen Heroismus zu etablieren und es so der reaktionären „Gegenseite“ ermöglicht, dieses Feld zu besetzen – ein Versäumnis, das er für das Scheitern der Republik mit-

<sup>25</sup> Hermann Broch: *Die Schlafwandler*. Eine Romantrilogie, Kommentierte Werkausgabe, Bd. 1, hg. von Paul Michael Lützel, Frankfurt a. M. 1978, S. 24.

<sup>26</sup> Arthur Holitscher: *Ideale an Wochentagen*, Berlin 1920, S. 10.

<sup>27</sup> Heinrich Mann: *Die große Sache*, Frankfurt a. M. 1972, S. 273.

<sup>28</sup> Stefan Zweig: *Aufruf zur Geduld*, in: *Das Tage-Buch* 1.1, 1920, S. 7–10, hier S. 9.

verantwortlich macht. In seinen *Tagebüchern* notiert Kessler am 25. April 1932 anlässlich eines Gesprächs mit Unruh:

Der Hauptgrund für die Niederlage der Republik sei, meinte er, daß sie vollkommen die Rolle der Jugend und die des Heroismus in der Politik verkannt habe. Er habe (und das stimmt) schon gleich nach dem Krieg in den Anfängen der Republik die Lebenswichtigkeit dieser beiden Faktoren für den neuen Staat erkannt und allen maßgebenden Faktoren gepredigt, insbesondere seinem Freunde, dem preußischen Kultusminister Becker, aber überall nur völlige Verständnislosigkeit und Ablehnung erfahren; man habe sie bagatellisiert, als unwichtig erklärt. So sei ihr Gewicht voll in die Waagschale der Gegenseite, der Reaktion, gefallen und habe jetzt das meiste zum Sieg der Hitlerleute beigetragen, die es verstanden hätten, sich ein Monopol auf die Jugend und die (mystische) Opfersehnsucht zu sichern.<sup>29</sup>

Noch in seinem Versuch, über die Gründung der 1931 auf Initiative des Reichsbanners unter Führung des Sozialdemokraten Otto Wels gegründeten ‚Eisernen Front‘ der antidemokratischen Habsburgerfront der Rechtsnationalen und Nationalsozialisten eine demokratische Kraft entgegenzustellen, habe Unruh an einen Heroismus appelliert und darunter „die Rolle des Ideellen, des Glaubens, der Sehnsucht nach einem Glauben, für den man sich opfern könne“, verstanden.<sup>30</sup> In der ‚Eisernen Front‘ waren politische Gruppierungen zusammengeschlossen, das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold und die SPD, aber auch gesellschaftliche Interessenvertreter, insbesondere des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) und des Allgemeinen freien Angestelltenbundes (Afa-Bund), aber auch der Sportverbände, z. B. des Arbeiter-Turn- und Sportbunds (ATSB), beteiligten sich. Abgesehen von dieser am Ende der Republik gereiften Einsicht in die Notwendigkeit eines engagierten Bekenntnisses zu selbiger dominierte in Weimar jedoch die Skepsis vor allem einem militärisch motivierten Heroismus gegenüber. Denn Heldenträume sahen in den 20er-Jahren anders aus, die Traumhelden der Weimarer Moderne finden sich weniger im militärischen Bereich, der infolge der Bestimmungen des Versailler Vertrags wie erwähnt stark an Gewicht verloren hatte; gänzlich unpathetische Formulierungen, wie etwa die Joseph Roths in seinem „Zeitroman“ über die „Nachkriegsgeneration“<sup>31</sup> und die „Rathenaumörder“<sup>32</sup> *Rechts und Links* aus dem Jahr 1929 indizieren diesen Bedeutungsverlust: Da ist zwar noch mit Blick auf einen berittenen „Verpflegungsoffizier“ vom „Glanz seiner Abzeichen“, dem „Klang seiner Sporen“ die Rede: „Mehrere Plaketten an der Mütze,

<sup>29</sup> Harry Graf Kessler: Frankfurt. 25. April 1932. Montag, in: Ders.: Das Tage-Buch. Neunter Band [1926–1937], hg. von Sabine Gruber und Ulrich Ott, Stuttgart 2010, S. 412–414, hier S. 413–414.

<sup>30</sup> Ebd., S. 414. – Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Analysen und Befunde von Schilling, der die Rolle der soldatischen Erinnerungskultur im Umfeld rechtsnationaler Kreise für das Scheitern der Weimarer Republik herauszuarbeiten sucht (Schilling: „Kriegshelden“ [Anm. 17], S. 292–310).

<sup>31</sup> Joseph Roth an Félix Bertaux, München, 21. Dezember 1927, in: Ders.: Briefe 1911–1939, hg. von Hermann Kesten. Köln/Berlin 1970, S. 113.

<sup>32</sup> Joseph Roth an Félix Bertaux, Paris, 5. Januar 1928, in: Ebd., S. 116.



Schnüre an einer engen Litewka, einen kurzen Dolch statt eines Seitengewehrs an einem knarrenden, roten Ledergehänge, weiche gelbe Stiefel und Reithosen von einer ungewöhnlichen Breite“, sind erwähnt; doch die „Portion Heroismus, die er dem Vaterland zugedacht hatte“, schenkt der nun den „Kriegsgegnern“.<sup>33</sup>

### *Sportler als neue Helden*

Aus dem Kriegshelden wird „ein Gott der Verpflegungsbranche“, der sich „Heroismus“ nur mehr als „Koketterie“ zu eigen macht, und die auch nur als „rebellische Gesinnung“.<sup>34</sup> Roths spöttische Charakterisierung indiziert den Wandel der Einstellungen: Ein soldatischer Heroismus hat in Weimar seine politische Relevanz und soziale Bindungskraft verloren, an seine Stelle traten neue Helden, vorzugsweise Helden aus dem sportlichen Feld. Walter Benjamin hat dies in seiner Rezension der von Ernst Jünger herausgegebenen Sammelschrift *Krieg und Krieger* 1931 pointiert zum Ausdruck gebracht und dabei auf die hier zur Debatte stehende Verschiebung verwiesen: Die „soldatischen Kategorien“ wurden „endgültig zugunsten der sportlichen verabschiedet“:

Gern und mit Nachdruck sprechen die Verfasser vom ‚ersten Weltkrieg‘. Wie wenig es aber ihrer Erfahrung gelungen ist, seiner Realitäten sich zu bemächtigen, von denen sie mit den befremdlichsten Steigerungen als von dem ‚Welthaft-Wirklichen‘ zu reden pflegen, beweist die Stumpfheit, mit der sie den Begriff kommender Kriege fixieren, ohne Vorstellungen mit ihm zu verbinden. [...] Die Verfasser haben sich an keiner Stelle gesagt, daß die Materialschlacht, in der einige von ihnen die höchste Offenbarung des Daseins erblicken, die kümmerlichen Embleme des Heroismus, die hier und dort den Weltkrieg überdauerten, außer Kurs setzt. Der Gaskampf, für den die Mitarbeiter dieses Buches auffallend wenig Interesse haben, verspricht dem Zukunftskrieg ein Gesicht zu geben, das die soldatischen Kategorien endgültig zugunsten der sportlichen verabschiedet, den Aktionen alles Militärische nimmt und sie sämtlich unter das Gesicht des Rekords stellt.<sup>35</sup>

Die ‚Embleme‘ des militärischen Heroismus haben sich in den Materialschlachten des Ersten Weltkriegs abgenutzt – was nicht ausschließt, dass konservative Kreise weiterhin eine enge Verbindung von Sport und Kriegseinsatz, von sportlichem und militärischem Kampf suggerierten.<sup>36</sup> Doch statt der Militärhelden avancierten Sportler zu gesellschaftlichen Vorbildern, wie etwa Remarques *Station*

<sup>33</sup> Ders.: Rechts und Links [1929], in: Ders.: Werke 4: Romane und Erzählungen, hg. und mit einem Nachwort von Fritz Hackert, Köln u. a. 1989 [1916–1929], S. 609–772, hier S. 629.

<sup>34</sup> Ebd., S. 630.

<sup>35</sup> Walter Benjamin: Theorien des deutschen Faschismus. Zu der Sammelschrift »Krieg und Krieger« [1931]. Herausgegeben von Ernst Jünger, in: Ders.: Gesammelte Schriften III: Kritiken und Rezensionen 1912–1931, hg. von Hella Tiedemann-Bartels. Frankfurt a. M. 1991, S. 238–250, hier S. 239.

<sup>36</sup> Vgl. dazu Frank Becker: Weimarer Sportrepublik. Deutungsangebote für die Demokratie, in: Archiv für Kulturgeschichte 78.1, 1996, S. 179–206, hier S. 190–192.

am *Horizont* es nahelegt – 1927 als Fortsetzungsroman in der „Wochenschrift für Sport – Gesellschaft – Theater – Film – Mode“ *Sport im Bild* abgedruckt: Heroisch-maskuline Tugenden glaubt der Romanprotagonist, der Lebemann und Rennfahrer Kai, u. a. im Autorennsport über Geschwindigkeitsrausch, Tempo und einem daraus resultierenden gesteigerten Lebensgefühl einlösen zu können – Remarque selbst war im Besitz eines Opel-Laubfroschs. Diese neuen Akzentuierungen mögen auch damit zu tun haben, dass sich seit Mitte der 20er-Jahre in den Illustrierten gegenüber den Soldatentypen der Vorkriegszeit ein Ideal gefestigter Männlichkeit jenseits von Militarismus und Kriegsheldentum durchsetzte, sowohl in der *Deutschen Illustrierten*, einem deutsch-nationalkonservativen Blatt, als auch in der *Arbeiter-Illustrierte-Zeitung* mit einer breiten Leserschaft im Arbeitermilieu konnte sich das Bild des sportlich-vitalistischen Menschen etablieren.<sup>37</sup> Zweifels-ohne arbeitete man hierbei auch an der Wiederherstellung des männlichen gesunden Körpers – Blätter wie etwa die *Berliner Illustrierte Zeitung* boten als Ideal von Männlichkeit eine ans Militärische angelehnte, aber gleichwohl zivile Maskulinität an, Männer mit kurzen Haaren, mit streng blickendem Gesicht, markanten Zügen und mit durchtrainiertem Körper finden sich zuhauf nicht nur in den genannten Kulturzeitschriften dieser Jahre.

In der Folge der sich wandelnden Einstellungen und Erwartungen verfestigte sich Sportlichkeit zudem als Bestandteil eines vitalistischen Jugendkults wie als Element urbanen Lebensgefühls in der Moderne der Weimarer Epoche gleichermaßen. Umgekehrt ist Sport, wie Fritz Giese in seiner Studie *Geist im Sport* von 1925 kurz und bündig befindet, „Großstadtsport“: „Ohne Neuyork oder London oder Paris oder Berlin wäre der neuzeitige Sport schier undenkbar.“<sup>38</sup> André Gide zeigt sich 1932 im Gespräch mit Harry Graf Kessler allerdings überzeugt, Deutschland insgesamt sei „Frankreich um 30 Jahre voraus“, „Berlin auch Paris in bezug auf Theater, Leben usw.“, und er fügt hinzu: (Architektur, Volksgesundheit, Sport, Weltanschauung)<sup>39</sup>.<sup>39</sup> Es spricht vieles dafür – ungeachtet des mehrheitlich in der Bevölkerung abgelehnten Versailler Vertrages –, diese Entwicklung mit der Desillusionierung durch den Krieg in Verbindung zu bringen, mit dem Erleben eines ebenso banalen wie grausamen Gemetzels sowie mit dessen verstörenden medizinischen, physischen und psychischen Folgen also: Gerade die Kriegserfahrung war in den 20er-Jahren eine wichtige Voraussetzung der gesellschaftlichen Bereitschaft zum Modernisierungsschub, der entscheidend durch eine vitalistische Haltung getragen wurde; Amerikanismus<sup>40</sup>, die Girlkultur, auch eine aktualisierte Lebensreformbewegung und ein forciertes Sportkult gehörten

<sup>37</sup> Vgl. Jens Schmidt: „Sich hart machen, wenn es gilt.“ Männlichkeitskonzeptionen in Illustrierten der Weimarer Republik, Münster 2000.

<sup>38</sup> Fritz Giese: *Geist im Sport. Probleme und Forderungen*, München 1925, S. 55.

<sup>39</sup> Harry Graf Kessler: Eintrag vom 31.10.1932, in: Ders.: *Das Tage-Buch 1880–1937*, Teil 9, (Anm. 29), S. 521.

<sup>40</sup> Vgl. hierzu Frank Becker: *Amerikanismus in Weimar. Sportsymbole und politische Kultur 1918–1933*, Wiesbaden 1993.

dazu. Das Prinzip des ‚Lebens‘ der Jahrhundertwende wurde in ein vitalistisches Lebens- und Sportgefühl überführt, Sport bedeutete Aufbruch und körperliche Unversehrtheit: Eine Form der Traumatisierung könnte also die psychologische Begründung für die Sportbegeisterung der 20er-Jahre sein. Auch infolge der für Weimar paradigmatischen urbanen Lebensstimmung entwickelten sich Sportfeste in diesen Jahren zu Massenveranstaltungen,<sup>41</sup> sowohl die Sportbegeisterung des Publikums als auch der Sportkonsum der Menschen erfuhren einen markanten Aufschwung. War Sport vor dem Ersten Weltkrieg vor allem ein Phänomen des gehobenen Bürgertums, Tennis, Polo, Reiten und Jagen waren die bevorzugten Sportarten, so entwickelte er sich in den 20er-Jahren im Rahmen einer Massenzyvilisation zu einem egalisierenden Prinzip, Sportfeste waren Massenergebnisse; insbesondere jene Sportarten, die als Kollektiverlebnis zu erfahren waren, erfreuten sich in dieser Zeit großer Beliebtheit. Sportveranstaltungen waren Teil der Vergnügungsindustrie, etwa das Berliner Sechstagerennen, Boxkämpfe oder Autorennen – durch letzteres war eine der beliebtesten Sportarten dieser Jahre, in denen mit der Berliner AVUS 1924 die erste ‚Automobil-Verkehrs- und Übungsstraße‘ eröffnet wurde. Suchte man im Umfeld der ‚Konservativen Revolution‘ das Heroische, der Masse Überlegene im Gestus des individuellen ‚Geistesaristokraten‘ bzw. einer ‚Geistesaristokratie‘, so fand man die neuen Helden in der fortschrittlichen Weimarer Kultur doch eher in der Masse oder genauer in den Massenveranstaltungen. Bernard von Brentano berichtet aus dem Berlin des Jahres 1926, in dem das aufregende Sechs-Tage-Rennen stattfand: „Es wird in den Autobussen von nichts anderem gesprochen.“<sup>42</sup> Joseph Roth wiederum befindet anlässlich des Boxkampfes von Max Schmeling in den USA 1932: „Deutsch sein heißt schlaflos sein, in den Nächten, in denen in Amerika geboxt wird.“<sup>43</sup> Resultat war der Aufstieg des Sports zum Massenphänomen,<sup>44</sup> Boxen, Radfahren, Autorennen und Fußball zählten zu den beliebtesten Sportarten, sie wurden von einem interessierten Publikum aufmerksam verfolgt und – wenn auch von einer wesentlichen geringeren Zahl – von vielen Zeitgenossen praktiziert.<sup>45</sup> Robert Musil wollte freilich gerade in diesem Wandel vom Aktivsport zum Zuschauersport

<sup>41</sup> Vgl. hierzu Michael Gamper: Im Kampf um die Gunst der Masse. Über das Verhältnis von Sport und Literatur in der Weimarer Republik, in: Hans-Georg von Arburg u. a. (Hg.): Popularität. Zum Problem von Esoterik und Exoterik in Literatur und Philosophie. Ulrich Stadler zum 60. Geburtstag, Würzburg 1999, S. 135–163.

<sup>42</sup> Bernard von Brentano: Alle zusammen [1926], in: Ders.: Wo in Europa ist Berlin? Frankfurt a. M. 1987, S. 165–168, hier S. 165.

<sup>43</sup> Joseph Roth: Ursachen der Schlaflosigkeit im Goethe-Jahr [1932], in: Ders.: Werke. Bd. III: Das journalistische Werk 1929–1939, hg. von Klaus Westermann, Köln u. a. 1991, S. 413–415, hier S. 413.

<sup>44</sup> Vgl. hierzu Wolfgang Paterno: Faust und Geist: Literatur und Boxen zwischen den Weltkriegen, Wien 2018, S. 63–71.

<sup>45</sup> Eisenberg (Massensport in der Weimarer Republik [Anm. 7], S. 138) verfolgt in ihrem Beitrag die These, dass die Massenkultur der Weimarer Republik in Bezug auf den Sport keineswegs eine „Jedermannkultur“ gewesen sei, nicht jeder Sportfan also auch zugleich sportlich aktiv wurde.

den für die Zeit typischen „Geist des Sports“ festmachen.<sup>46</sup> Tatsächlich erlangte der Sport in kaum einem anderen Land eine solche Bedeutung wie in Deutschland, er ist in den 20er-Jahren gesellschaftlicher, kultureller und intellektueller Habitus der Moderne zugleich. Sportgeist ist „Zeitgeist“ konstatiert Roth bereits 1924,<sup>47</sup> und drei Jahre später lautet die Bilanz in Leonhard Franks Roman *Das Ochsenfurter Männerquartett*, „der Sportsgeist“ sei „schon bis in die Dörfer gedrun-gen“.<sup>48</sup>

Nicht alle sind begeistert von dieser Entwicklung. Anders als Bertolt Brecht sieht z.B. Willy Meisl, der bekannteste Sportjournalist der 20er-Jahre und Herausgeber der viel zitierten Publikation *Sport am Scheideweg* von 1928, in ihr eine Fehlentwicklung: Den Wandel vom aktiven Sport zum Zuschauersport, der überhaupt erst die Massen an sich zu binden vermag, lehnt Meisl ab: Diejenigen, die „zu sportlichen Wettkämpfen eilen, nicht um an ihnen teilzunehmen, die Erregung des Kampffiebers zu erleben, ohne auch nur daran zu denken selbst Sport zu treiben, den eigenen Körper und Willen zu trainieren und abzuhärten, zu bilden, kurz zu kultivieren“, macht er für die ‚Wesensverfälschung‘ des Sports verantwortlich.<sup>49</sup> Doch ungeachtet solcher Positionen avancierte Sport zur Mode, wurde gar zur „Weltreligion des 20. Jahrhunderts“,<sup>50</sup> so der Titel eines Aufsatzes in der ambitionierten, vom Kunsthändler Alfred Flechtheim gegründeten und von Hermann von Wedderkop geleiteten Kunst- und Kulturzeitschrift *Der Querschnitt* im Jahr 1932. Sporthelden<sup>51</sup> verdrängten den soldatischen Heros, wobei mit diesem Prozess geschlechtsspezifische Verschiebungen verbunden waren, auch ging mit ihm der Wandel in Mode und Körperkultur einher. Zweifelsohne wirkten Reformbewegungen der Jahrhundertwende fort, so etwa das populäre ‚Müllern‘, eine auf Muskelstärkung, Fitness und Gesundheit zielende Methode des dänischen Gymnastiklehrers Müller, Tucholsky und Franz Kafka z. B. ‚müllerten‘. Ferner die Nacktkultur, in Hans Falladas *Kleiner Mann – was nun?* etwa ist der „Erste Verkäufer“ Heilbutt im Warenhaus Mandel Mitglied in einem Verein für „Frei-Körper-Kultur“, fasziniert hängt er der Idee des „freie[n] Menschen“

<sup>46</sup> Robert Musil: Als Papa Tennis lernte [1931], in: Ders.: Gesammelte Werke, Bd. II: Prosa und Stücke, Kleine Prosa, Aphorismen, Autobiographisches, Essays und Reden, Kritik, hg. von Adolf Frisé, Reinbek 1978, S. 685–691, hier S. 691.

<sup>47</sup> So Joseph Roth 1924 ironisch in seinem Lobgedicht auf den Sport *Der Zeitgeist streckt den Bizeps*, in: Ders.: Werke. Bd. II: Das journalistische Werk 1924–1928, hg. von Klaus Westermann, Köln u. a. 1990, S. 8.

<sup>48</sup> Leonhard Frank: *Das Ochsenfurter Männerquartett*. Roman, Leipzig 1927, S. 109.

<sup>49</sup> Willy Meisl: *Der Sport am Scheideweg*, Heidelberg 1928, S. 122 und S. 128.

<sup>50</sup> Hans Seiffert: *Weltreligion des 20. Jahrhunderts*, in: *Der Querschnitt* 12.6, 1932, S. 385–387.

<sup>51</sup> Swantje Scharenberg differenziert in ihrer Studie *Die Konstruktion des öffentlichen Sports und seiner Helden in der Tagespresse der Weimarer Republik* (Paderborn 2012) zwischen den Helden im Sport und den aktiven Sporthelden. Ihr Untersuchungsgegenstand sind sodann die Helden im Sport in der Weimarer Zeit, ihre Präsentation in der Presse, aber auch die Mechanismen eines geschickten Managements, die den Sportler zur Marke werden lassen.

an.<sup>52</sup> In den 20er-Jahren indes sollte Vitalismus vor allem über sportliche Aktivität umgesetzt werden. Allgemein assoziierte man in der Gesellschaft von Weimar mit Sport eine bestimmte Lebensweise, *Sport als Lebensgefühl* nennt Hermann Kasack 1928 seinen in der *Weltbühne* veröffentlichten Artikel, im Sport finde eine „Erneuerung der Vitalität ihren allgemeinsten Ausdruck“, heißt es hier, der „Mythos des Heroischen“ finde in ihm ein „zeitgemäßes Äquivalent“.<sup>53</sup> Bei Giese heißt es dazu knapp: „Der Sport bleibt unverständlich wenn man ihn nicht auch als den Ausdruck der heroischen Persönlichkeit betrachtet“, die Ausführungen leitet er mit dem Hinweis ein, Sport sei „[d]ie Heroische Lebensrichtung“.<sup>54</sup>

Mit Blick auf diese vitalistische Komponente des Sports glaubte man zudem, mittels sportlicher Betätigung „eine Befreiung aus dem Treibhaus des ‚Seelischen‘“ erreichen zu können, Sport und Körperkult wurden als Ablehnung einer romantischen Gefühlsdarstellung und als eine angemessene Ausdrucksform der modernen Lebenswelt gefeiert.<sup>55</sup> Diese Idee, mit der zugleich die intellektuelle Seite des Sports wie auch der Sportbegeisterung angesprochen war, findet sich bereits bei Brecht ebenso wie unter weiblichen Autoren, z.B. bei Marieluise Fleißer. In ihrem Essay *Der Heinrich Kleist der Novellen*, 1927 in der Essener Theaterzeitschrift *Der Scheinwerfer* erschienen, und in dem zwei Jahre später entstandenen Artikel *Sportgeist und Zeitkunst* schreibt sie über den „modernen Menschentyp“, der sich durch ein entschlossenes Lebensgefühl und zielbewusste Aktivität in körperlicher wie in geistiger Hinsicht auszeichne.<sup>56</sup> Der Habitus des Sachlichen, mitsamt Zügen des Heroischen, kennzeichneten ihn: „Härte gegen uns selbst tut not. Die Kräfte, die im Weltschmerz ersticken, müssen für eine entschlossene Leistung freigemacht werden.“<sup>57</sup> Dass sie diese Erkenntnis nicht auf den Körper, sondern auf Geist und

<sup>52</sup> Hans Fallada: *Kleiner Mann – was nun?* Ungekürzte Neuausgabe mit einem Nachwort von Carsten Gansel, Berlin 2016, hier S. 175 und S. 282.

<sup>53</sup> Hermann Kasack: *Sport als Lebensgefühl*, in: *Die Weltbühne* XXIV, II.41, 1928, S. 557–560, hier S. 558.

<sup>54</sup> Giese: *Geist im Sport* (Anm. 38), S. 42.

<sup>55</sup> Franz Matzke verweist 1930 in seinem Buch *Jugend bekennt: So sind wir!* auf diese Dimension der Sportbegeisterung in der Weimarer Republik, vor allem der jungen Generation: „Tatsache ist, daß der Sport in breiten Schichten der jungen und mittleren Generation nach dem Arbeits- und Berufsleben an erster Stelle steht [...]. In der Gesamthaltung unserer Generation verankert [...] ist das ‚Sachliche‘ am Sport: die Befreiung von einem Treibhaus des ‚Seelischen‘, die Flucht in die kühle, klare Luft“ (Franz Matzke: *Jugend bekennt. So sind wir!* Leipzig<sup>4-6</sup>1931, S. 144).

<sup>56</sup> Vgl. Adolf Dyroff: *Die Vergeistigung des Sports*, Leipzig 1927; Giese: *Geist im Sport* (Anm. 38). – Auch Herbert Ihering redet 1927 in seinem Artikel *Boxen im Tage-Buch* davon, dass ein „anderer Menschentyp“ durch die gewachsene Bedeutung des Sports zu verzeichnen sei, ebenso eine „andere Ausdrucksweise“ (Das Tage-Buch 8.25, 1927, S. 587–588, hier S. 588).

<sup>57</sup> Marieluise Fleißer: *Sportgeist und Zeitkunst. Essay über den ‚modernen Menschentyp‘* [1929], in: Dies.: *Gesammelte Werke*, Bd. 2: Roman, Erzählende Prosa, Aufsätze, hg. von Günther Rühle, Frankfurt a. M. 1972, S. 317–320, hier S. 317 und S. 319. – Anders als Jünger hat Fleißer dabei weder den Typus des abgehärteten Frontsoldaten, der der Nüchternheit des Krieges seinen Mut und seine Entschlossenheit entgegengesetzt, im Blick, noch den

Mentalität bezogen wissen will, bekräftigt Fleißer in ihrem *Roman vom Rauchen, Sporteln, Lieben und Verkaufen* über dessen Protagonistin Frieda Geier. Der männliche Held Gustl ist als rein körperlicher Sportler porträtiert – er rühmt sich, die „Zierde für den Verein“<sup>58</sup> zu sein – als solcher unterscheidet er sich von der eher ‚geistigen‘ Sportlerin Frieda. Sport ist für sie Voraussetzung mentaler Stärke: Sie fühlt sich durch Gustls Sportlichkeit angezogen und treibt ihn zu Höchstleistungen an, doch letztlich hat sie einen ganz anderen Begriff von Sport und vor allem von Sportlichkeit. Sicher geht es ihr auch um die durch sportliche Leistung möglichen Grenzerfahrung, doch das ist nicht zuletzt eine Erfahrung in Verbindung mit Emanzipation und Freiheit – Werte, die der Leistungsschwimmer Gustl keinesfalls akzeptieren möchte. Beide haben auf ihrem Gebiet sportliche Eigenschaften wie Kampfbereitschaft und Durchhaltevermögen, für Gustl ist Sport ein Lebensprinzip, das sich mit einer Liebesbeziehung nicht verträgt, ist körperlicher Kampf, körperliche Überlegenheit und männliche Dominanz, Sport bedarf für ihn des männlichen Heroismus im traditionellen Sinne; Frieda hingegen meint einen intellektuellen Heroismus jenseits konventioneller Geschlechterrollen und -muster, der in der sportlichen Tätigkeit und mehr noch in einer sportlichen Haltung zum Ausdruck zu bringen ist. Sicherlich diskutiert der Roman am Ende der Weimarer Republik zugleich negative Entwicklungen in Verbindung mit Sport, u.a. die Gefahr seiner politischen Funktionalisierung, die Nähe zu militärischen Methoden, die unterschwellige Aggression des sportlichen Massenpublikums; auch werden Sportfeste, die „die Sinne der Zuschauer brutalisieren“<sup>59</sup>, als erste Anzeichen des Nationalsozialismus registriert, die meisten Sportvereine schließen sich tatsächlich nach 1933 widerstandslos der NSDAP an. Auch zeigt Fleißer jenseits eines positiv besetzten sportlichen Kollektivgefühls das fremdenfeindliche Wir-Gefühl der Vereinsmitglieder, Frieda wird von Gustls Vereinskollegen angegriffen, was die Tatsache reflektiert, dass in den 20er-Jahren viele Sportvereine gegen die Zulassung von Frauen kämpften.

Aber ungeachtet solcher Einstellungen zitieren Kulturschaffende in den 20er-Jahren, allen voran Brecht, den Sport als Vorbild, auch für intellektuelle Positionen, mit denen nicht zuletzt Haltungen wie etwa der sich im Heldengestus gerierenden ‚Geistesaristokratie‘<sup>60</sup> der konservativen Revolutionäre widersprochen

---

„Arbeiter“ (vgl. Ernst Jünger: *Der Arbeiter* [1932], in: Ders.: *Sämtliche Werke*, Bd. 8: *Essays II*, Stuttgart 1981, S. 10–317), über den in einer durchrationalisierten Gesellschaft eine vermeintlich verloren gegangene Männlichkeit wiederhergestellt werden soll. Vgl. dazu auch ders.: *Der heroische Realismus*, in: *Die literarische Welt* 7.13, 1931, S. 3–4.

<sup>58</sup> Marieluise Fleißer. *Eine Zierde für den Verein*. *Roman vom Rauchen, Sporteln, Lieben und Verkaufen* [1931], in: Dies.: *Gesammelte Werke*, Bd. 2: *Romane, Erzählende Prosa, Aufsätze*, hg. von Günther Rühle, Frankfurt a. M. 1972, S. 7–204.

<sup>59</sup> Ebd., S. 52.

<sup>60</sup> Gottfried Benn: *Über die Rolle des Schriftstellers in dieser Zeit* [1929], in: Ders.: *Sämtliche Werke* Stuttgarter Ausgabe in Verbindung mit Ilse Benn, Bd. III: *Prosa 1: 1910–1932*, hg. von Gerhard Schuster (Bände I–V) und Holger Hof (Bände VI–VII/2), Stuttgart 1986, S. 217–224, hier S. 219.

wurde. Es entspannte sich eine essayistische Sportdebatte, der von Meisl herausgegebene Band *Der Sport am Scheideweg* aus dem Jahr 1928 mit Texten von Brecht, Egon Erwin Kisch, Arnolt Bronnen und Frank Thiess z. B. ist ein oft genanntes Beispiel; ebenso der Sportroman,<sup>61</sup> 1928 liegt mit Kasimir Edschmids *Sport um Gagaly* ein Prototyp des in den 20er-Jahren populären Genres vor, der Verlag kündigte ihn als den „erste[n] große[n] Sportroman“<sup>62</sup> an. In der Publizistik wiederum wurde dieser Sportdiskurs vorzugsweise im *Querschnitt* geführt, in jenem Magazin also, das sich kulturellen Entwicklungen und Tendenzen, aber auch dem spezifischen Lebensgefühl der 20er-Jahre verschrieb. Hier erschienen u. a. Robert Musils kulturkritische Sport-Essays, 1931 *Als Papa Tennis lernte* und 1932 *Kunst und Moral des Crawlens*, in Ersterem beschreibt auch er den Sport nicht nur als reine „Körper-Kultur“, sondern primär als eine geistige Haltung: „Was den Sport zum Sport gemacht hat, ist also nicht so sehr der Körper als der Geist.“<sup>63</sup> Brecht geht einen Schritt weiter; nicht nur, indem er in seinen Artikeln *Das Theater als sportliche Anstalt* aus dem Jahr 1920 und *Das Theater als Sport* von 1926 eine Verbindung von Sportveranstaltung und literarischer Ästhetik perspektiviert, vornehmlich mit Blick auf die Modernisierung des Theaters; wenn er die Theateraufführung als Sportereignis konzipiert, die Theaterbühne als Sportarena denkt und den Sportler als einen neuen Heldentypus vorschlägt, erweitert er die Debatte um Sport als Teil eines modernen Lebensgefühls und bezieht sportliches Verhalten auf den kulturellen Betrieb ebenso wie auf einen intellektuellen Gestus. Sport war ein Massenphänomen,<sup>64</sup> aber er wurde zugleich zum Intellektuellenereignis und künstlerischen Experimentierfeld vertieft. Zweifelsohne gibt die Diskussion, die in den 20er-Jahren in Intellektuellenkreisen über die Stellung des Sports in der modernen Welt geführt wurde, auch über jene Hoffnungen und Ängste Auskunft, die sich mit dem Aufkommen eines breiten Massensports verbanden.<sup>65</sup> Denn immerhin ging die Popularität des Sports zu Lasten von Schriftstellern, sie büßten an gesellschaftlichem Renommee ein, viele ahnten, dass der ‚Heroenkult‘ um den leistungsstarken Sportler letztlich zu einem Ansehensverlust des Intellektuellen führen würde. Dies dürfte der Hauptgrund dafür sein,

<sup>61</sup> Kai Marcel Sicks: Stadionromane. Der Sportroman der Weimarer Republik, Würzburg 2008.

<sup>62</sup> Kasimir Edschmid: Sport um Gagaly, Berlin u. a. 1928, Schutzumschlag.

<sup>63</sup> Musil: Als Papa Tennis lernte (Anm. 46), S. 687. – Vgl. mit Blick auf Musils Verhältnis zum Sport: Anne Fleig: Körperkultur und Moderne. Robert Musils Ästhetik des Sports, Berlin 2008.

<sup>64</sup> Eisenberg (Massensport in der Weimarer Republik [Anm. 7], S. 171) hat darauf hingewiesen, dass nicht alle Sportarten als Massensport praktiziert wurden, so etwa Boxen oder Radrennfahren. Doch das verhinderte keineswegs, dass sie von einem Massenpublikum konsumiert wurden.

<sup>65</sup> Vgl. Paterno: Faust und Geist (Anm. 44); Anna S. Brasch: „Boxen [ist] nicht die Hauptsache“. Zur kulturellen Konjunktur des Faustkampfes in der Weimarer Republik, in: Jahrbuch zur Kultur und Literatur der Weimarer Republik, in Zusammenarbeit mit Robert Krause hg. von Sabina Becker, Bd. 19, München 2018, S. 65–88.

dass nach 1918 und nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg gerade in kulturkritischen und -konservativen Kreisen, in denen Vorstellungen vom Dichter als einem den Massen überlegener ‚Geistesführer‘ hochaktuell waren, die Kritik am Sport als einem Massenphänomen heraus formuliert wurde.<sup>66</sup>

### *Der Held ist die Masse: Sport als Massenphänomen*

Nur wenn man die für die Weimarer Kultur so wichtige Verortung von Intellektualität inmitten einer Massenkultur außer Acht lässt, kann diese Konstellation erstaunen. Die kollektive Erfahrung z. B. war Brechts Grundidee, und sie bestimmte sein Interesse an einer Massenkultur, wozu auch Sport und Sportveranstaltungen zählten, zu erinnern ist in diesem Zusammenhang vor allem an Brechts Faible für den Boxsport. Sein berühmtes Zusammentreffen mit dem Schwergewichtsboxer Paul Samson-Körner im Jahr 1926 gibt Zeugnis davon.<sup>67</sup> Die dabei entstandene Fotografie (Abb. 1) zeigt nicht nur Brechts Begeisterung für diese Sportart; dem Bild kommt vielmehr eine geradezu paradigmatische Bedeutung zu, wenn man es als Sinnbild für die in den 20er-Jahren vielleicht wichtigste kulturelle und ästhetische Veränderung versteht: für die Freundschaft des Autors mit einem Sportler, die sicherlich auch auf den amerikanischen Einfluss zurückzuführende Annäherung von Kultur an den Sport, die Vermengung von Hoch- und Freizeitkultur oder zumindest von Bildung und Unterhaltung, von Kunst und Konsum. Der Blick auf den Sport, die Sportkultur und das Sportpublikum lehrte ihn, wie die Massen an Veranstaltungen zu beteiligen und ferner für kulturelle Ereignisse zu gewinnen waren.

Nicht „Hunger nach Handlung und Romantik“<sup>68</sup> treibe die Besucher zu den Sportveranstaltungen, sondern das Interesse an der ‚Sache‘. Die ‚Verderbtheit‘ des Theaterpublikums hingegen erklärt Brecht als das Resultat von dessen Inkompetenz und Uninformiertheit; weder die traditionell geführten Theater noch das Publikum hätten eine Vorstellung davon, was auf der Bühne „vor sich gehen soll“.<sup>69</sup> Das Theater müsse, so seine Vorstellung, „als Theater jene faszinierende Realität bekommen, die der Sportpalast hat, in dem geboxt wird“.<sup>70</sup> Folglich konzipiert Brecht in seinem ‚epischen‘ Theater den Zuschauer als aktiven „Betrachter“, dem

<sup>66</sup> Vgl. hierzu Michael Gamper: Im Kampf um die Gunst der Masse (Anm. 41), S. 142–143.

<sup>67</sup> Vgl. Paterno: Faust und Geist (Anm. 44).

<sup>68</sup> Bertolt Brecht: Das Theater als Sport [1920; unveröffentlicht], in: Ders.: Werke, Bd. 21: Schriften 1: 1914–1933, Frankfurt a. M. u. a. 1992, S. 56–58, hier S. 56.

<sup>69</sup> Bertolt Brecht.: Mehr guten Sport [1926], in: Ders.: Werke, Bd. 21 (Anm. 68), S. 119–122, hier S. 12.

<sup>70</sup> Bertolt Brecht: Dekoration [um 1929; unveröffentlicht], in: Ders.: Werke, Bd. 21 (Anm. 68), S. 283–284, hier S. 283.





Abb. 1: Bertolt Brecht mit dem Boxer Paul Samson-Körner, Foto 1928, ©ullstein bild – ullstein bild, Mediennummer 01078505

„Kenntnisse“ zu vermitteln sind,<sup>71</sup> der aber auch selbst über Kenntnisse der Materie verfügt und auf der Basis seines fachlichen Wissens wie das Sportpublikum dem Geschehen folgen sollte. Frank Becker hat für die Weimarer Republik herausgear-

---

<sup>71</sup> Bertolt Brecht: Zu Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny, in: Ders.: Werke, Bd. 24: Stücke 4: Texte zu Stücken, Frankfurt a. M. 1991, S. 74–86, hier S. 86 [Anhang: Zur dramatischen und epischen Form des Theaters 1938].

beitet, dass die Sportpraxis sich nicht zuletzt deshalb in gravierendem Maße von den vorangehenden Jahrzehnten unterschied, weil die sportlichen Wettkämpfe einem Regelsatz unterlagen, das jeder Teilnehmer und Zuschauer zu akzeptieren hatte, das dann aber zugleich die Egalisierung der Sportler garantierte, die Gleichheit vor den Regeln sicherte das demokratische Prinzip im Bereich des Sports. Viele Intellektuelle wollten im sportlichen Wettkampf ein Modell für die politische Sphäre sehen, in der die gegnerischen Parteien auf der Basis klarer Bestimmungen miteinander in Wettbewerb treten und die Kontrahenten in der Folge eines Regelwerks ihren Kampf bzw. einen fairen Wettbewerb austragen. Nicht zuletzt mit Blick auf die Zuschauer war einem solchen Sportregelwerk ein demokratisches Kommunikations- und Verständigungsprinzip immanent, das auf die für Weimar konstatierte Verbindung von Sport und Demokratie verweist und die Rede von der „Sportrepublik“ Weimar rechtfertigt.<sup>72</sup> Da Sport im Kaiserreich vor allem als Drill und „Ausdruck körperlicher Zucht“ verstanden wurde, konnte es erst in Zusammenhang mit der Einrichtung der Republik zu einem Zusammendenken von Sport und Demokratisierung und zu der für Weimar paradigmatischen Idee von Sport als einem Modell der sozialen Egalisierung und des ausgleichenden Kollektivismus kommen.<sup>73</sup> Auf diese Spezifika des gesellschaftlichen Wandels referiert sodann Brecht mit seinen Überlegungen zum *Theater als sportliche[r] Anstalt*: Die politische Demokratisierung fand in der Demokratisierung des Sports ihre erste gelungene Realisation. Brecht wollte nun auch das Theater zu einem demokratischen Raum entwickeln, ein Projekt, in dem die Faktoren der Masse und der kulturellen Demokratisierung eine entscheidende Rolle spielten. Wird in der bedeutendsten Massentheorie der Vorkriegszeit, Gustave Le Bons *Psychologie der Massen* von 1895, das „Massenindividuum“ allenfalls mit einem „Enthusiasmus und Heroismus primitiver Wesen“ gleichgesetzt und die „organisierte Masse“ auf der unteren „Leiter der Zivilisation“ verortet („In seiner Vereinzelung war er vielleicht ein gebildetes Individuum, in der Masse ist er ein Barbar, das heißt ein Triebwesen. [...] Er verweilt dann noch besonders bei der Herabsetzung der intellektuellen Leistung, die der Einzelne durch sein Aufgehen in der Masse erfährt.“)<sup>74</sup>, so wurden in den 20er-Jahren – vor allem im linksbürgerlichen und -kommunistischen Umfeld – andere Ansätze normsetzend.

<sup>72</sup> Becker: Weimarer Sportrepublik (Anm. 36). – Becker zitiert u. a. folgende Quelle, in der es heißt, „Sport und Demokratie“ seien „unlöslich verbunden“: Julian Lehmann: Das Soziale in Turnen, Spiel und Sport, in: Fußball und Leichtathletik 22.2, 1921, S. 30–31, hier S. 30.

<sup>73</sup> Vgl. Giese: Geist im Sport (Anm. 38), Kapitel: „Die kollektive Lebensrichtung“, S. 50–70. In diesem Sinne argumentiert auch Frank Thieß: Die Geistigen und der Sport, in: Die neue Rundschau 38.1, 1927, S. 293–305, hier S. 297: „In einer demokratischen Republik dagegen wird der Sportgedanke [...] aus der Staats- und Gesellschaftsordnung selbst sich ergeben. Das Verantwortungsgefühl hat gegenüber dem Autoritätsgefühl den Vorrang erhalten, folglich hat der einzelne sich selbst in Zucht zu nehmen.“

<sup>74</sup> Gustave Le Bon: *Psychologie der Massen*, übersetzt von Dr. Rudolf Eisler, Leipzig <sup>2</sup>1912, S. 17.



Abb. 2: Szene aus „Kuhle Wampe oder: Wem gehört die Welt?“, Regie: Slatan Dudow, 1932, Standbild, 1932, ©Praesens-Film AG

Das lässt sich abermals am Sport festmachen. Nach seinen Arbeiten zu Charles Lindbergh kam z. B. Brecht gerade deshalb auf das Thema Sport, anlässlich seiner Zusammenarbeit mit dem Filmregisseur Slatan Dudow über den Film *Kuhle Wampe: Oder wem gehört die Welt?* von 1932 konkret auf den Arbeitersport zurück, weil dieser sich als kollektives Erlebnis realisieren ließ und eine sportliche Leistung im Kollektiv ermöglichte. Und zwar jenseits von Konkurrenzdenken, Individualismus und „Rekordwahn“, wie es auf einem im Film zu sehenden Plakat zu lesen ist: „Das Arbeitersportlerfest ist im Vergleich mit der Vereinzelung im kapitalistischen Sport und Erwerbsleben eine Veranstaltung der Solidarität“, so Michael Gamper in seiner Analyse des Films.<sup>75</sup> Daher lautet der *Gesang der Sportler*: „Uns treibt nicht der Ruhm, der erste zu sein / Im Kampf ist der einzelne nichts, Wir halten zusammen, wir stehn nicht allein / Am Tage des Kampfgerichts“, so lauten jene Zeilen, die Brecht speziell für den Film verfasste.<sup>76</sup> Das Sportfest wird dem Klassenkampf parallelisiert, über den Sport sieht Brecht die Idee des Kollektivismus in der Gemeinschaft einlösbar, ist letztere doch der neue Held der Moderne.

<sup>75</sup> Gamper: Im Kampf um die Gunst der Masse (Anm. 41), S. 161.

<sup>76</sup> Bertolt Brecht: *Gesang der Sportler*, in: Ders.: *Werke*, Bd. 14: *Gedichte und Gedichtfragmente 1928–1939*. Frankfurt a. M. u. a. 1993, S. 115. – Das Lied ist zwar im Film nicht berücksichtigt, wurde aber eigens von Brecht für den Film verfasst.

*Kuble Wampe* bezieht die Bedeutung des Sports im Arbeitermilieu in die politischen Aktivitäten der Akteure ein. Einerseits wird Arbeitersport – im Film gezeigt über den Berliner Arbeitersportverein „Fichte“ – in den 20er-Jahren als ein politisch-ideologisches Mittel eingesetzt; andererseits ist die KPD am Massencharakter und kollektiven Grundzug des Sports interessiert, über ihn kann das Gefühl der Solidarität und des Solidarischen gestärkt werden. Diesen Umgang übersetzt der Film in stimmige Bilder (Abb. 2): Die Wettkämpfe werden in freier Natur ausgetragen, das im Schlussteil des Films in Szene gesetzte Fest zeigt den Sport als eine Kulturveranstaltung, in der Körper, Fitness, Wettbewerb, aber auch Teamgeist, die kollektive Leistung, eine Rolle spielen und zudem mit kulturellem Engagement, hier dokumentiert über den Auftritt der Agitprop-Gruppe „Das rote Sprachrohr“, zu verbinden sind. Der Held ist hier die Masse. Siegfried Kracauer wollte in den Massensport-Szenen am Ende des Films, an dem sich Tausende Mitglieder linker Theatergruppen und Sportclubs beteiligen, allenfalls ästhetische Vorläufer des heroischen Körper- und Sportkults in NS-Propagandafilmen erkennen. Sein Urteil übersieht indes die Kernidee dieses neben Phil Jutzis *Mutter Krausens Fahrt ins Glück* (1929) bekanntesten proletarischen Tonfilms, über die linken Jugend-Sportorganisationen und die Arbeitersportbewegung eine politische Dimension des Sports jenseits von analogem Rhythmus und Körperkult, neben individueller Heldenleistung und ‚gestählter‘ Körperlichkeit zum Ausdruck zu bringen, was nicht zuletzt durch die spezifische Bildästhetik des Films realisiert ist. Diese unterscheidet sich fundamental von der auf die gerade Linie, Gleichheit der Bewegungen und Schritte, Massenornamentik und militärische Ordnung, auf heroisch in Szene gesetzte Körper und Demonstration von Stärke festgelegten Massenästhetik etwa der Filme Leni Riefenstahls, u.a. dem über die Olympiade in Berlin 1936 *Olympia* (1938).

Zwar ist die Ersatzfunktion des Sports in den 20er-Jahren nicht zu ignorieren, dieser füllt jenen Freiraum, der durch den Bedeutungsverlust der militärischen Ausbildung und des Heeresdienstes entstanden war; Vorstellungen von Sport als Ergänzung und – bezogen auf die Zeit direkt nach dem Ersten Weltkrieg – als Ersatz zu militärischem Drill und soldatischer Heldenhaftigkeit ebenso wie die Idee vom Sport als einer Möglichkeit der Regenerierung der Arbeitskraft wirken nach.<sup>77</sup> Auch die Funktionalisierung zu Propagandazwecken – im Dritten Reich wird der Sport ein zentrales Mittel der politischen Manipulation sein, über den die Verbindung von sportlichem Körperkult und soldatischer Wehrhaftigkeit wieder verfestigt werden soll, etwa in den Filmen Riefenstahls – kennen bereits die Weimarer Jahre, sowohl auf konservativer Seite als auch partiell im sozialdemokratischen und kommunistischen Lager. Wichtiger scheint dennoch die gesellschaftliche und kulturelle Funktion des Sports, sei es als egalisierendes Paradigma einer Massenzivilisation, sei es als Prinzip in einer Konsumgesellschaft, die Sportlichkeit mit Erfolg

<sup>77</sup> Vgl. Bernd-A. Rusinek: Die Kultur der Jugend und des Krieges. Militärischer Stil als Phänomen der Jugendliteratur in der Weimarer Zeit, in: Gerd Krumeich/Jost Dülffer (Hg.): Der verlorene Frieden (Anm. 21), S. 171–197.

und gesellschaftlicher Teilhabe gleichsetzt. Die Überzeugung der Keunschen Protagonistinnen, Gilgis und auch des *kunstseidene[n] Mädchens* Doris, dürften repräsentativ sein für eine Generation junger Frauen, die ihren sozialen Aufstieg an einen trainierten Körper und Fitness knüpft, ungeachtet der Frage nach dem Erfolg und der Realisierbarkeit dieser sportlichen Verheißungen: „Halbsieben Uhr morgens. Das Mädchen Gilgi ist aufgestanden. Steht im winterkalten Zimmer, reckt sich, dehnt sich, reibt sich den Schlaf aus den blanken Augen. Turnt vor dem weitgeöffneten Fenster. Rumpfbeuge: auf – nieder, auf – nieder. Die Fingerspitzen berühren den Boden, die Knie bleiben gestreckt. So ist es richtig. Auf – nieder, auf – nieder.“<sup>78</sup> Die jungen Frauen wähten sich als Heldinnen des Alltags.

### *Sport als Emanzipation*

Unter den weiblichen Angestellten entfaltete die Verbindung von Girkultur, Körperkult und sportlicher Tätigkeit ihre Wirkung, sie nutzten sie als eine Möglichkeit der Emanzipation: Der Körper wurde befreit von der engen, geschlossenen Kleiderordnung der Vorkriegs- und Kriegszeit, das Attribut des Sportlichen war daher auch ein Zeugnis der Befreiung aus den Zwängen des Korsetts und des Fracks: Sportdress oder sportliche Kleidung belegten sinnbildlich die Emanzipation sowohl von Frauen als auch von Männern. Sie waren die eigentlichen Helden der Weimarer Gesellschaft. Dabei ging der Sportenthusiasmus der Weimarer Republik durch alle Schichten und Milieus, er grassierte im Angestellten- ebenso wie im Arbeitermilieu, unter Frauen wie unter Männern, die Autorennfahrerin Beatrix Gilka etwa ist Anfang der 30er-Jahre die gefeierte Heldin einer so bislang nicht gekannten Sportwelt (Abb. 3).

Abschließend wäre der Blick noch einmal auf das egalisierende Prinzip des Sports zu lenken. Wurden in konservativen Kreisen „heftige Diskussionen über die physische und psychische Eignung des weiblichen Geschlechts, über die ästhetische Wertung und nicht zuletzt die moralischen Folgen“ geführt und die ‚Entseelung der Sportlerinnen‘ gestritten,<sup>79</sup> so lässt sich für die fortschrittlicheren Teile der Weimarer Gesellschaft eine andere Entwicklung feststellen. Es ging ihnen primär nicht um die Frage, ob das weibliche Geschlecht Sport treiben darf; vielmehr drangen Frauen in männliche Domänen, vor allem das Boxen (Abb. 4) und die Autorennen sind zu nennen. Die neuen ‚Sporthelden‘ konnten Männer und Frauen gleichermaßen sein, im Sport „reichen sich“ Männer und Frauen „die Hände“, wie

<sup>78</sup> Irmgard Keun: Gilgi – eine von uns [1931], in: Dies.: Das Werk, Bd. 1: Texte aus der Weimarer Republik 1931–1933, Göttingen 2017, S. 37–226, hier S. 37.

<sup>79</sup> Hans Langenfeld, Gertrud Pfister: Vom Frauenturnen zum modernen Sport – Die Entwicklung der Leibesübungen der Frauen und Mädchen seit dem Ersten Weltkrieg, in: Horst Ueberhorst (Hg.): Geschichte der Leibesübungen, Bd. 3.2, Berlin 1982, S. 977–1007, hier S. 979.



Abb. 3: Beatrice Gilka-Botzow mit einem Bugatti Typ 37A Rennwagen, Avus-Rennen, 1932, Zoltan Glass, Foto, 1932, National Science and Media Museum, Bradford, ©Tony Ray-Jones/ National Science & Media Museum/ Science & Society Picture Library, Bildnummer: 1991-5018/133



Abb. 4: Vicki Baum beim Boxtraining im Berliner Studio Sabri Mahir, Fotograf unbekannt, Foto, 1932 ©ullstein bild – ullstein bild, Mediennummer: 01092149



Abb. 5: Die deutsche Leichtathletin (Olympiasiegerin im 800-Meter-Lauf in Amsterdam) Lina Radke-Batschauer auf ihrem Weltrekordlauf über 800 m in Brieg, Fotograf unbekannt, Foto, 1928 ©akg-images/Imagno/Austrian Archives (S), Bildnummer: AKG2045324

es bei Heinrich Mann heißt.<sup>80</sup> Nanda Fischer kann in ihrer Studie *Traumhelden, Sportgirls und Geschlechterspiele. Sport als Literatur* zeigen, dass ein sportlicher Heroismus im Weimarer Jahrzehnt keineswegs mehr ausschließlich der Inszenierung von Männlichkeit galt;<sup>81</sup> vielmehr wurde auch Weiblichkeit – sicher in erster Linie von Autorinnen – mit Überlegenheit und Stärke kombiniert.

Voraussetzung für diese Entwicklung war nicht zuletzt der Wandel der Geschlechterrollen, die Emanzipation von traditionellen Weiblichkeitsvorstellungen ermöglichte Frauen erst die Teilhabe am Sport – 1928 nahmen Leichtathletinnen erstmals an den Olympischen Spielen teil, u. a. die 800-Meter-Läuferin Lina Radke-Batschauer (Abb. 5). Sport wurde vor allem von Frauen mit einem spezifischen Körperkult und sportlichem Outfit verbunden: Der Bubikopf und die Garçonne, das Girl oder die ‚Neue Frau‘ sind ohne die ‚Versportlichung‘ von Weiblichkeit kaum denkbar.<sup>82</sup> Auch dieses Phänomen bekräftigt die für Weimar typische Ver-

<sup>80</sup> Vgl. etwa Heinrich Mann: Sie reichen sich die Hände, in: Ders.: Sieben Jahre. Chronik der Gedanken und Vorgänge, Berlin u. a. 1929, S. 306–307.

<sup>81</sup> Nanda Fischer: Traumhelden, Sportgirls und Geschlechterspiele. Sport als Literatur. Zur Theorie und Praxis einer Inszenierung, Eching 1999, S. 243.

<sup>82</sup> Vgl. hierzu: Frank Becker: Die Sportlerin als Vorbild der „neuen Frau“. Versuche zur Umwertung der Geschlechterrollen in der Weimarer Republik. In: Sozial- und Zeitgeschichte des Sports 8.3, 1994, S. 34–55.

bindung von Heroismus und Sportlichkeit – im Übrigen eine Verbindung, die erstmals Frauen einschließt.

*Abbildungsnachweise*

Abb. 1, 4: ullstein bild – ullstein bild; Abb. 2: Praesens-Film AG; Abb. 3: Tony Ray-Jones/  
National Science & Media Museum/Science & Society Picture Library; Abb. 5: akg-images/  
Imagno/Austrian Archives (S)